

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Kleinere Schriften

Altbayerische Miscellen

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1875

X. Die armen Franziskanerinnen. München, im December 1872

Die armen Franziskanerinnen.

München, im December 1872.

Seit vierzehn Tagen gingen hier in Bier- und Weinhäusern, Thee- und anderen Cirkeln mancherlei Reden über ein neues Schriftchen, welches eine Franziskanerin herausgegeben haben soll. Es kämen darin allerlei bekannte Personen mit ihrem vollen Namen und allerlei Enthüllungen vor, auf die man nicht gefaßt gewesen. In den letzten Tagen hieß es, das Schriftchen sei von gewisser Seite her aufgekauft worden und gar nicht mehr zu haben — nur der Herr N. N. Mayer oder sein Bruder oder sein Vetter habe noch ein Exemplar erwischt, leihe es aber aus Vorsicht gar nicht her. Andere behaupteten, das Büchlein sei confiscirt, wieder Andere, es sei seines höchst interessanten Inhaltes wegen auf natürliche Weise vergriffen worden. Endlich brachte die Allgemeine Zeitung in ihrer Beilage vom 15. dieses Monats den Titel der Schrift und Bielen — unter Anderen auch mir — erweckte daraus die Hoffnung, daß das Kleinod denn doch noch käuflich zu erwerben sein dürfte.

Ich ging in meinen Buchladen und erfuhr dort, daß das Büchlein allerdings noch zu haben sei. Ein obscurer Buchhändler, ein Herr Irlbacher in der Amalienstraße, den man jetzt zum erstenmale nennen hört, habe es verlegt und den Preis, obwohl es nur drei Bogen zähle, auf einen Gulden gesetzt — verhältnißmäßig das Höchste, was je für eine Druckschrift verlangt worden. Lieber Gott! dachte ich mir — es muß doch viel Schönes in dem Büchlein stecken, wenn drei Bogen einen Gulden kosten! Jedenfalls wird es ein höchst anziehendes Culturbild sein. — Ich legte meinen Gulden willig auf den Tisch des Hauses, steckte das Schriftchen ein, ging in mein Kämmerlein und fing zu lesen an, zuerst, wie sich von selbst versteht, den Titel, welcher also lautet: „Das Ordenskrenz einer „armen“ Franziskanerin. Freiwilliger Beitrag zur Chronik des Klosters Birnasens-Mallersdorf, von Schwester Maria Johanna vom Kreuz, geborene Elisabetha Städele, eingekleidet im Jahre 1857, zur Zeit ohne Orden. München, 1872. Verlag von J. Irlbachers Buchhandlung, Amalienstraße Nr. 48.“

Ich gestehe, daß ich bald etwas enttäuscht war, denn die Franziskanerin hat die Schrift augenscheinlich nicht selbst verfaßt, sondern ist mit ihren Erinnerungen einem angehenden Literaten in die Hand gefallen, der dann das Zeug zwar mit einigen Citaten aus Shakespeare, Goethe und anderen Dichtern verbrämt, im Uebrigen aber sehr flüchtig und mit ermüdenden Wiederholungen verarbeitet hat. Insofern macht diese neue Erscheinung keinen angenehmen Eindruck; sie enthält aber allerlei belehrende und allem Anschein nach verläßliche Mittheilungen aus dem Leben

unserer Nonnenklöster, und da diese, namentlich durch die Empfehlungen des Fuldaer Hirtenbriefes, der gebildeten Welt, die sich sonst wenig um sie kümmerte, wieder etwas näher gelegt worden sind, so mag es erlaubt sein, zur Erbauung des hohen und des niederen Clerus, sowie sämmtlicher Laienschaft das Wissenstwerthefte aus der Schwester Maria Johanna Enthüllungen mitzutheilen.

Maria Johanna hat das Licht der Welt als Elisabeth Städele im Jahre 1834 zu Saulgau in Oberschwaben erblickt. Sie verlor schon früh ihren Vater, wurde aber von der Mutter fromm und christlich, doch keineswegs zur Klosterfrau erzogen. Namentlich wurde ihr Liebe zur Arbeit beigebracht, „damit sie nicht einmal fremden Leuten zur Last fallen müsse.“ So verlebte sie einundzwanzig Jahre in glücklicher Unschuld unter den Augen ihrer Mutter, bis die hochwürdigen Jesuitenväter in dortiger Gegend eine von ihren bekannten Missionen abhielten. Ihre Höllepredigten erschütterten das Mädchen dergestalt, daß es der sündhaften Welt Valet zu sagen und in ein Kloster zu gehen beschloß. Nach vielen inneren Kämpfen theilte sie diesen Vorsatz ihrem Beichtvater mit, der ihn aber keineswegs billigen wollte. Sie sei die Stütze ihrer Mutter und solle bei dieser bleiben. Sie aber blieb bei ihrem Entschlusse. Dem Beichtvater schien gerade jene göttliche Erleuchtung zu fehlen, die ihr aus den Jesuitenvätern so verführerisch entgegenesprudelt hatte.

In jenen Tagen kam eine arme Franziskanerin aus dem Kloster zu Birmasens, welches damals die Rheinpfalz schmückte, in die Gegend von Saulgau. Sie war beauftragt, für die fromme Anstalt zu sammeln, d. h. zu betteln.

Bei dieser Gelegenheit lernte sie unsere Elisabeth kennen; diese begleitete sie gerne auf ihren Bittgängen und vernahm von ihr, daß das neue Kloster zu Pirmasens, welches erst vor anderthalb Jahren durch den hochwürdigen Herrn Dr. Nardini gestiftet worden sei, allen braven Mädchen, die der Welt entfliehen wollten, offen stehe. So erklärte sie denn der armen Mutter, jetzt sei ihre Zeit gekommen; sie sei entschlossen, Christi Braut zu werden und ins Kloster zu gehen. Weinend und gebrochenen Herzens reichte ihr diese die Hand zum Abschied.

Zwei Tage darauf kam Elisabeth Abends zu Pirmasens im Kloster an. „Nachdem mein Aussehen,“ erzählt sie, „von allen Seiten hinlänglich gemustert worden, sagte die ehrwürdige Mutter Agathe: „Die können wir nicht umbringen.“ Mit diesen seltsamen Worten wollte übrigens Mutter Agathe nur andeuten, daß endlich wieder ein weiblicher Hercules gefunden sei, dem man alle, auch die härtesten Arbeiten aufladen könne.

Die Enttäuschung ließ aber nicht lange auf sich warten. „Ich fand im Kloster,“ sagt Elisabeth, „nicht nur nicht, was ich suchte, ich fand gerade das, was ich in der Welt hatte fliehen wollen: Vergernisse aller Art und die tiefste Unsitlichkeit.“ Letztere Behauptung ist die überraschendste; die Berichterstatteerin gibt sich aber auch die meiste Mühe, sie zu begründen, was ihr denn auch vollständig gelungen ist.

So kam z. B. eines Tages der oben erwähnte, jetzt verstorbene Dr. Nardini, damals Stadtpfarrer, der „Gründer,“ in das Kloster. Es war ein schöner, geistreicher Mann aus heißem italienischem Geblüte. Dieser benützte nun jenen Besuch, um zuerst eine „Anklage-

stunde“ zu halten, ein täglich geübtes, der Laienwelt wohl wenig bekanntes Heiligungsmittel. Soll nun die Anlagestunde gehalten werden, so sitzt die Oberin mitten im Zimmer, ringsherum im Halbkreise die Schwestern. Nachdem Alles Platz genommen, steht eine der letzteren nach der andern vom Stuhle auf, kniet vor die Oberin hin, küßt den Boden und spricht: „Ehrwürdige Mutter, ich klage mich vor Ihnen und allen meinen Mitschwestern folgender Fehler an und bitte demüthig um eine Buße und Verzeihung.“ Nach dieser stehenden Formel beginnt die betreffende Nonne die Fehler herzuleiern, als z. B.: ich habe eine Stecknadel verloren, auf dem Gange geschwächt, zum Fenster hinauszgeschaut, hab' einer Schwester, die mich zurechtwies, nicht „Vergelt's Gott“ gesagt, aus sündhafter Neugier eine Aspirantin gefragt, woher sie sei, die Thüre zu hart zugeschlagen, aber den Boden nicht dafür geküßt, und andere dergleichen Schandthaten mehr. Als Bußen werden für geringere Fehler Gebete zu den verschiedenen Ordensheiligen aufgelegt, für schwerere aber Entziehung der heiligen Communion, Essen auf den Knieen, Entfernung vom gemeinschaftlichen Tische u. s. w.

Nachdem also damals der als heilig verehrte Dr. Kardini seine Anlagestunde abgehalten hatte, nahm er den Nonnen in Ernst und Würde auch die Beichte ab. Hierauf verlangte er, Abends um acht Uhr, auf sein Zimmer geführt zu werden.

Die Vorsteherin, Schwester Afra, begleitete ihn dahin, blieb aber auch bis elf Uhr dort. Die andern Schwestern nahmen an dieser auffallenden Erscheinung ziemliches Vergerniß. Warum so lange schwätzen und plaudern,

da doch der hochwürdige Beichtvater kurz vorher in der Anklagestunde das Stillschweigen so dringend empfohlen hatte? Indeffen scheint man damals in des Beichtvaters Schlafzimmer nicht allein geschwätzt und geplaudert, sondern auch gekost (und, wie man in Linz zu sagen pflegt, „getatschelt“ zu haben. Nach der Abreise des heiligen Gründers gerieth nämlich Schwester Afra in volle Verzweiflung. Sie gestand, sie sei den ganzen Abend auf dem Schoße des ehrwürdigen Vaters gesessen, der sie mit Küffen und Liebkosungen überhäuft habe. Sie möchte vergehen vor Gewissensbissen und Seelenangst; denn sie habe eine Todsünde begangen.

Elisabeth oder, wie sie nunmehr hieß, Maria Johanna gab ihr den Rath, an ihren Verehrer um Trost zu schreiben. Dr. Nardini antwortete sofort, sie solle nur ganz ruhig sein; sie sei ein liebes, gutes Kind; die Sache sei nicht so, wie sie meine; sie hätte es nur Niemanden sagen sollen.

Die innere Einrichtung eines solchen Frauenklosters erinnert etwas an einen Bienenstaat — einerseits eine Königin mit einigen anspruchsvollen Damen, der Vicarin, den Assistentinnen, der Novizenmeisterin u. s. w., die sich alle ihres Lebens freuen und sich gewisse vornehme und heilige Mirk zu geben suchen, obgleich sie vorher in der Welt heraußen „ganz ordinäre Weibsbilder“ gewesen; andererseits eine Anzahl Arbeitsbienen, welche sich schinden und plagen, dabei aber hungern und darben müssen.

Zu letzteren gehörte auch Schwester Maria Johanna (sie war ja nicht umzubringen), und sie weiß die Leiden einer solchen unglücklichen Creatur beredt genug zu schildern. Als gnadenreiche Vergeltung für Nachtwachen, Wasser-

tragen, anstrengende Klosterwäsche und nagenden Hunger wurde den Arbeitsschwestern gewöhnlich versprochen, daß sie andern Tags — die heilige Communion empfangen dürften, aber Maria Johanna gibt deutlich zu erkennen, daß nach solchen Fastenzeiten eine kräftige Wurstsuppe sie viel mehr erquickt hätte, als die vielbelobte Himmelspeife. Die Schwestern selbst erschienen ihr gehässig, unverträglich, zu Aufpasserei und Angeberei vortrefflich abgerichtet. Die stille Behaglichkeit, die sie sich für Beschauung und Anbetung gewünscht hatte, war in diesen Räumen nirgends zu finden.

Acht Jahre nach der Gründung der heiligen Anstalt verstarb der ehrwürdige Dr. Kardini. Er scheint viel geliebt zu haben und wird ihm daher auch viel vergeben werden.

Auf denselben Bibelspruch dürfte sich wohl auch sein Nachfolger in der Stadtpfarrei zu Birnasens berufen, den wir aber, da er noch am Leben sein soll, nicht mit Namen nennen wollen. Er konnte das fromme Stift geradezu als sein Serail betrachten und durfte nur das Schnupftuch auswerfen, um die Mädchen willig zu finden. Schwester Johanna läßt eine Reihe von Odaliskten in befremdlichen Silhouetten an uns vorübergehen. Ihm zuliebe scheint z. B. die schöne Oberin Agathe ein leichtes Leiden geheuchelt zu haben — wenigstens brachte er ganze Tage bei verschlossenen Thüren an ihrem Krankenlager zu, während ärztlicher Beistand ferngehalten wurde. Reinlich geschmückt lag sie in ihrem Bette und guckte recht reizend heraus. Aber nach manchen Wochen innigsten Verständnisses beklagte auch sie sich, daß ihr der neue

Beichtvater gefährlich geworden. Sie zerfiel mit ihrem Seelenrathe, der sie nach so vielen schönen Stunden als eine unverschämte Person und Lügnerin verschrie. In seinem Unmuth brach er sogar verrätherisch in die Worte aus: „Guch hat Alle der Teufel zusammengeführt!“ Die Sache kam vor dem Ordinariat in Speyer zur Verhandlung und dabei mancherlei Unflath an den Tag. Der Stadtpfarrer suchte sich durch einen Brief zu decken, den ihm Frau Agathe vordem geschrieben. Aus dem bedenklichen Inhalte wird wenigstens Eine cynische Probe mitgetheilt. Wie unser alter Stammvater Adam schob auch der Beichtvater die Sünde auf die Unwiderstehlichkeit seiner Eva. Diese verließ bald darauf die heiligen Hallen, um ihre Tugend anderswo in Sicherheit zu bringen. Ihre Nachfolgerin in der hochwürdigen Zuneigung nannte sich Schwester Anastasia. Diese zeigte einen großen Hang zu Pracht und Ueppigkeit, der das heiterste, weltlichste Leben in das stille Klosterlein brachte.

Mit dieser Schwester begab sich der Beichtvater dreimal nach Siebenbürgen, angeblich um die dortigen Klöster des Ordens zu visitiren. Auf diesen Ausfahrten scheinen aber die beiden Reisenden der himmlischen Liebe, die sie an einander fesselte, oft einen allzu irdischen Ausdruck verliehen zu haben. Wenn sie so küssend und schnäbelnd im offenen Wagen dahinfuhren, so war mancher Laie in Gefahr, dem zärtlichen Bilde eine unrichtige Auslegung zu geben, schüttelte bedenklich den Kopf und sprach für sich: Die thun ja, wie wenn sie auf der Hochzeitsreise wären!

Freilich, wer diese begehrlischen Dirnen aus der Hefe

des Volkes betrachtet, die ohne alle oder unter der schlechtesten Erziehung aufgewachsen — die Hälfte der Schwestern in Birmasens ist unehelicher Geburt gewesen — die schon vorher nicht aus innerem Verufe, sondern nur aus Lebensnoth über die heilige Schwelle gehen, und wer dann den Beichtvater hinzudenkt, den in Müßiggang und feister Nahrung aufgeschwollenen, an Heuchelei gewohnten Sclibatar, dessen Wink die Verehrung der Beichttöchter in gehorsame und nachgiebige Liebe verwandelt — wer jene betrachtet und diesen hinzudenkt und gleichwohl nicht einsieht, daß die gottselige Anstalt durch Mutter Natur selber ganz sanft und mild zum Harem umgebildet werden muß, welchem die Jesuiten durch ihre Missionen, die so manches Mädchen ins Kloster jagen, lebiglich als Kuppler dienen — wer das nicht einsieht, dem ist überhaupt nicht zu helfen, selbst wenn er ein zu Fulda versammelter Bischof wäre. Ob aber auch solche Häuser, wie die Fuldaer Bischöfe von der Thätigkeit der Orden insgemein behaupten, zur Gesundheit und Vollständigkeit des katholischen Lebens gehören?

„In der Welt,“ sagt unsere Schwester, „kann man dem Teufel aus dem Wege gehen; im Kloster muß man mit ihm essen und beten.“ So meinte ja auch das spätere Mittelalter, es sei besser, eine Tochter ins Freudenhaus gehen zu lassen, als ins Kloster. Aus jenem könne sie doch wieder entfliehen, aus diesem — wie es damals war — aber nicht.

Allem Anschein nach sind die Laien über den Werth solcher Anstalten von jeher gründlicher unterrichtet gewesen, als die geistlichen Oberen. Boccaccio z. B. ist in diesem

Stücke ein besserer Gewährsmann, als das ganze deutsche Episcopat. In Bayern hatten wir auch schon unsere Erfahrungen gesammelt und brauchten nicht auf den Malfatt'schen Scandal in Innsbruck zu warten, um zu wissen, was an diesen Leuten ist. Allein der wahre Katholik hat bekanntlich seine Vernunft geopfert und glaubt nur, was er in seinen ultramontanen Blättern gedruckt liest; diesen aber liegt sehr wenig daran, ihm für jenes Opfer Ersatz zu bieten.

Dieselben adeligen Familien, deren Väter im vorigen Jahrhundert von den Jesuiten mißbraucht worden, vertrauen jetzt gerade diesen mit Vorliebe wieder ihre Jungen an. Je klarer es wird, wie liederlich sie in Rom mit dem Peterspfennig umgehen, desto höher steigt der Eifer der frommen Köchinnen; je heillosler und gottverlassener die päpstliche Wirthschaft im ehemaligen Kirchenstaate sich herausstellt, desto inbrünstiger bitten unsere Landkapläne und Reichstags-Abgeordneten um deren Wiederherstellung!

Sehr belehrend wird im weiteren Verlaufe das klösterliche Bettlerleben geschildert. Eine wesentliche Aufgabe der Nonnen war nämlich, mit dem Bettelsack über Berg und Thal zu strolchen und für die Daheimgebliebenen zu „sammeln“. Bekanntlich ist in unserem Probrirländlein diese Landplage, welche Max I. so glücklich ausgetrieben hatte, durch seinen leider unvergeßlichen Sohn, Ludwig I., wieder eingeführt worden.

Die Nonnen, die man im Kloster entbehren konnte, wurden also nach der Ordensregel zum Sammeln ausgesandt. Sie schwärmten dann, ihrer eigenen Tugend überlassen, in der weiten Welt herum. Manche neue

Zugängerin wurde lediglich eingekleidet, das heißt in eine Kutte gesteckt und sofort, ohne irgend welche Prüfung oder Vorbereitung, auf Reisen beordert. „Die Eine,“ sagt Schwester Maria Johanna, „schickte vom Bettel eine Kuh, die Andere eine Jungfrau, die Dritte ein kleines Kind, jede, was sie aufgabelte, nach Haus, doch das Geld war immer das Liebste.“

Mancher lebenslustigen Schwester mögen diese Weltfahrten nicht übel behagt haben. Im Kloster harte Arbeit, schlechte Kost, Eifersucht und Gehässigkeit, ein wohlorganisirtes Denuncir-System, überdies die langweiligsten Andachtsübungen und so strenge Clausur, daß, wenn Vater, Mutter, Geschwister oder Verwandte zum Besuche kommen, die Schwester nicht einmal allein mit ihnen reden darf, sondern von der Novizenmeisterin überwacht wird — und draußen in der Welt ein freier Paß durch aller Herren Länder, zu Haus und Hof, zu Küch' und Keller, zu Verheiratheten und Junggesellen, ja sogar hinein „bis in die Kasernen“ — gewiß ein greller Unterschied, welcher sich auch diesen gottgeweihten Jungfrauen fühlbar machen mußte. Uebrigens fehlte es auf den Pilgerfahrten doch keineswegs an Demüthigungen aller Art und Schwester Maria Johanna führt wörtlich viele Reden an von Geistlichen und Weltlichen, bittere, harte Reden über ihren unfittlichen Bettel, die sie weinend einstecken mußte.

Doch schien auch jene strenge Clausur dem letzten Beichtvater noch nicht genügend. Er wollte ein Bitter machen lassen, und nur durch dieses sollten die Nonnen noch mit ihren Verwandten sprechen dürfen. Schwester Maria Johanna wies bei dieser Gelegenheit auf den

lächerlichen Zwiespalt hin, der zwischen der Knechtschaft der Daheimbleibenden und der ungebundenen Freiheit der Bettelgängerinnen bestehe. Um mehr Gleichheit herzustellen, schlug sie vor, der Beichtvater solle jeder fahrenden Schwester ein Gitter machen lassen, das sie mit sich tragen und bei jedem Zusammentreffen mit einem Mannsbild vor das Gesicht halten könne.

Schwester Maria Johanna, die ebenfalls lange Zeit im Bettel ging (einmal mit einer siebzehnjährigen, erst acht Tage vor dem Ausmarsche eingekleideten Gefährtin), behauptet in fünf Jahren über zwanzig tausend Gulden nach Hause gebracht zu haben, meistens von Holzhackern und Tagelöhnern, denn die reichen Leute, sagt sie, geben nichts.

Anderer Schwestern (zuweilen waren deren vierundzwanzig unterwegs) brachten aus anderen Ländern, aus Böhmen, Ungarn, ja sogar bis aus der Türkei, sehr namhafte Summen nach Birmasens. Der Erlös ward zunächst zum Unterhalte der Nonnen, der aufgenommenen Waisenkinder, die aber in Nahrung und Pflege arg verwahrlost wurden, und endlich zu lustigen Feierlichkeiten verwendet.

Ein guter Theil der Pfennige, welche die armen Schwestern auf ihrer Pilgerschaft den Tagelöhnern und Holzhackern abgejagt, ging nämlich zu Hause bei hohen Namensfesten mit Theaterspielen, Gastmählern, nächtlichen Gelagen und Geschenken in den Wind — ungefähr ebenso, wie es mit dem Peterspfennig, den die deutschen Schäflein spenden, in Rom zu gehen pflegt.

So oft nämlich der hohen Oberin oder des hochwür-

digen Beichtvaters Namenstag herannahete, wurde eine Bühne aufgeschlagen und ein Schauspiel eingelernt. Die ehrwürdige Mutter gab Stunden und hielt die Proben, wenn die Feier des Seelenrathes — der Seelenrath, wenn der Oberin Namensfest bevorstand. Bei den „Arbeitsbienen,“ die den ganzen Tag zu thun hatten, wurden hiezu die Nächte verwendet. „Manche Gesundheit, manches junge Leben,“ sagt die Verfasserin, vielleicht mit Uebertreibung, „ist da ein Opfer geworden durch Aergerniß und Verdruß. Wer sucht auch,“ fährt sie fort, „Theaterspiele, Tänze, Gastmähler in einem Kloster der armen Franziskanerinnen, zumal dieselben von dem Gelde bestritten werden, das für arme Waisen gesammelt worden und woran das Leben so mancher Schwester hängt, die Sommer und Winter, bei Frost und Regen, Schnee und Kälte, von Thüre zu Thüre die Kreuzer zusammengelesen hat!“

Zu Ehren eines so denkwürdigen Tages, dessen unergleichliche Wichtigkeit jedem guten Katholiken einleuchten muß, wurde drei bis viermal Theater gespielt. Am Vorabende gaben die Schwestern ihre histrionischen Künste zum besten. Dazu wurde die General-Oberin von dem Beichtvater feierlich abgeholt und hochgalant in den Theatersaal geführt. Dem Schauspiel folgte ein lucullisches Mahl, das in ein nächtliches Gelage überging und bis Mitternacht dauerte. Während dieser Zeit wurde eine Bühne in einem anderen Zimmer aufgeschlagen für die größeren Zöglinge beiderlei Geschlechts, unter denen auch einige Studenten und Lehrlinge aus Gefälligkeit mitwirkten. Des Anstands halber wurden aber die Studenten nicht

zur Klosterpforte hereingelassen, sondern von den größeren Mädchen zum Fenster hereingehoben. Nachdem Alle miteinander gespielt und fremden Empfindungen ihre Stimme verliehen hatten, begannen sie auch ihren eigenen Gefühlen Ausdruck zu geben. Mädchen, Schwestern und Studenten gruppirten sich paartweise in den Ecken umher. „Wehe mir, daß ich sah, was ich sah!“ ruft unsere Schwester mit sprechender Verschwiegenheit aus. Ein sechzehnjähriger Student blieb damals in einer Zelle über Nacht, doch wurde die schuldige Schwester von der Oberin in einem Anfälle von Schamhaftigkeit anderen Tages aus dem Kloster gejagt.

Bei den Gastmählern schäumten die Pokale! Ungarische, spanische Weine, Malaga, Bordeaux und Champagner neckten die Kehlen der armen Franziskanerinnen, jedoch nur der hochgestellten und der geistlichen Herren, die zu solchen Festlichkeiten geladen waren. Die Auslagen für Wein und Tafel betrug jedesmal über zweihundert Gulden. Für die Geschenke, die der hochwürdige Beichtvater an seinem Namenstage erhielt, wurden oft mehr als vierhundert aufgewendet. Darunter war einmal auch ein prächtiger Pelzrock, den er jetzt noch tragen soll.

Durch diese und ähnliche Geschichten war übrigens die Stellung der armen Franziskanerinnen zu Pirmasens ganz unhaltbar geworden; mehrere Schwestern traten unter höchst auffallenden Umständen aus dem Kloster und ließen die Gründe, welche sie dazu gebracht, wohl auch andern kundbar werden. Nun hieß es, die Pfalz sei kein Boden für klösterliche Institute; man wolle die Anstalt lieber in ein würdigeres Land verlegen. So zog man

denn nach Gottes Fügung in das fruchtbare Niederbayern, „das Land der Verheißung“, und zwar nach Maltersdorf im Bisthum Regensburg. Dort hatte schon früher ein Kloster bestanden, dessen Gebäude die armen Franziskanerinnen nunmehr um eine hohe Summe erwarben. Den Beichtstuhl behielt in den ersten Wochen noch der hochwürdige Vater von Pirmasens, welcher mitgewandert war.

Unter allen Deutschen zeigten vordem die Pfälzer die wenigste Sympathie für mittelalterlichen Wust. Ihre enorme Gefeiheit schien ein undurchbringlicher Panzer gegen alle Capuzinaden. Allein mit sichtlichem Beistande des heiligen Geistes hat die „Kirche“ gleichwohl einen Umschlag herbeizuführen gewußt. Die dortigen Katholiken, so viele nämlich mitthun, haben den deutschen Gebrauch zu denken, auf den sie sich früher so viel zu Gute thaten, nachgerade gehorsamst abgelegt und sich dem wälschen Blödsinn rückhaltslos ergeben. Jetzt ist zwischen einem Pfälzer Krischer und einem Holladauer Küpel nur noch der Unterschied des Dialectes; die geistige Höhe ist dieselbe.

Welche Freude mußte aber das warme Hirtenherz des Bischofs Senestrey empfinden, als er diese tugendhaften Jungfrauen in seinen Gau ziehen sah! Er, der in solchen Dingen ein feiner Kenner, schien übrigens bald zu gewahren, daß die Beziehungen des Beichtvaters zu seinen hübschen Beichtkindern eine Innigkeit gewonnen hatten, welche dem Ruf des Klosters, selbst im dickgläubigen Niederbayern, nachtheilig werden konnte. Er bat daher den Seelenrath, wieder hinzugehen, wo er hergekommen — eine Bitte, die dieser nicht wohl abschlagen konnte.

Schwester Maria Johanna war im Jahre 1870 mit

anderen Nonnen auch nach Frankreich gegangen, um in den Lazarethen Dienste zu leisten. Als sie nach Mallersdorf zurückgekehrt, war die erste Frage ob sie Geld mitbrächten. Die Ausbeute schien nicht zu genügen, und es wurde daher den Heimgekehrten eine Art Haberfeld getrieben. Sechs Novizinnen bekamen Eselsohren auf die geweihten Schleier, Musikinstrumente in die Hand, Sanitätskreuze und leere Reisetaschen angehängt, diese, weil die Schwestern leer nach Hause gekommen. Dann begann unter musikalischem Lärm ein förmliches Fastnachtspiel, das seinen Hohn und Spott über deren Aufopferung im Kriege ergoß.

Dieser Empfang nach so vielen Entbehrungen und Leiden erbitterte aber die arme Schwester dergestalt, daß sie Abschied nahm und sofort aus dem Kloster trat, dem sie fünfzehn Jahre angehört hatte. Sie wurde mit einem Zeugnisse entlassen, das ihre Arbeitsliebe und ihre Sittreinheit ausdrücklich anerkannte.

Damit schließt das Büchlein: ein trauriges Bild menschlicher Verkommenheit, um so trauriger, als all dieser Unfug unter dem Scheine der Heiligkeit getrieben und von den Sparspennigen des Volkes erhalten wird!

Lauter Feinde unserer heiligen Religion! hört man gewöhnlich von der andern Seite, wenn solche Frebel ans Tageslicht gezogen werden. Wer sein Volk liebt und etwas politische Einsicht hat, wird aber jetzt mehr als je sich nach einem wahren Christenthum sehnen. Die Moral der oberen Stände ist durch ihre Geldgier ebenso erschüttert, wie die der unteren durch communistische Gelüste. Im Mittelstande zeigt sich noch einige sittliche Festlichkeit, allein

wer kann wissen, wie lange sie nachhält? Um so willkommener wäre eine ehrenhafte, veredelnde Religion als ein Damm gegen die Uebersluthung der bösen Wässer.

Aber ob der römische Katholicismus in seinem jetzigen Wesen dieser Damm zu sein vermöchte? Die unaufhörlichen Scandale, bis auf die Dachauer Banken in München und in Brüssel, Kryptogamie und Päderastie, Habsucht und Rohheit, die jetzt Tag für Tag ans Licht treten, sie zeigen eine Fäulniß, die kaum mehr eine Hoffnung erlaubt. Einer Gesellschaft, die sich Leute wie Zander, Sigl, Karl Barth u. s. w. als Leithämmel gefallen läßt, wird bald kein anständiger Mensch mehr angehören wollen. Die Verheißung, daß diese Kirche das Volk erziehen und bilden werde, ist nie in Erfüllung gegangen. Was sie in dreizehn Jahrhunderten nicht zu Stande gebracht, wird ihr auch im Lauf des gegenwärtigen nicht mehr gelingen. Man weiß ja, was sie im Kirchenstaat, in Italien, in Spanien, in Frankreich für diesen Zweck geleistet. Wie dumm sind die katholischen Elässer unter ihren Händen geworden! In Altbayern läßt sich statistisch nachweisen, wie das Volk vom Alpengebirg herab bis in den Bayerischen Wald immer roher, unwissender und verbrecherischer wird, je kirchlicher es ist.

Jetzt steigt diese Kirche noch unter sich selbst herab, indem sie erlogene Mirakel, wie unsere liebe Frau von Lourdes und andern Schwindel neuerdings in die Mode bringt. So fadenscheinigen Betrug würden sich kaum die blinden Heiden aufbinden lassen. Der hochwürdige Klerus bescheidet sich allerdings, daß seine Kunststücke nur noch bei den Bauern und den Cavalieren ziehen. Aber soll des

Landmanns und des Adelsstands Bornirtheit ewig wahren?
Und wenn sie weicht — was dann?

8. März 1873.

Seitdem dies geschrieben, ist uns einiges Licht aufgegangen. Bisher hatte es den Anschein, als sollte die Sache überhaupt zu Tode geschwiegen werden. Die liberalen Journale erwähnten sie nicht, und daß die ultramontanen nicht für Verbreitung ihrer Pirmasenser Geschichten zu wirken suchten, durfte keineswegs wundern. Da tritt plötzlich die Augsburger Allgemeine Zeitung auf die Bühne und bringt in ihrem Blatte vom 6. März einen Artikel „Aus der Rheinpfalz“, welcher den heiklen Gegenstand bespricht und auf einen offenen Brief hinweist, der eben erschienen und an den hochwürdigen Herrn Joseph Hundhammer, Superior der armen Franziskanerinnen in Malersdorf, gerichtet ist. Er führt den Titel: „Die Partei der Lüge.“ Als Verfasser bezeichnet sich Johannes Buchheit, Stud. theol. an der Universität München — derselbe, der, wie wir jetzt entnehmen, auch das „Ordenskreuz“ redigirt hat.

Aus diesem offenen Briefe ersehen wir nun, daß jene erste Schrift allerdings schon seit längerer Zeit hinter dem Rücken der gebildeten Menschheit im „Straubinger Tagblatt“ behandelt worden ist. Dieses Winkelblättchen scheint sich auch jener Haltung zu befleißigen, an welche uns unsere altbayerischen Zeitungen, die sich katholisch nennen, schon lange gewöhnt haben. Als Verfasser der betreffenden Artikel wird in dem offenen Briefe der hochwürdige Herr

Hundhammer genannt und seine Vertheidigung des Klosters, vielmehr seine Angriffe gegen Schwester Johanna und Studiosus Buchheit als lügenhaft bezeichnet. Dabei kommen wieder verschiedene neue Enthüllungen an den Tag. Die Augsburger Allgemeine Zeitung citirt auch eine öffentliche Erklärung des Studiosus Buchheit, worin er constatirt, daß die Vorstände des Bettel-Ordens bis jetzt wohlweislich den Rechtsweg nicht beschritten haben, denn es sei noch mehreres faul im Staate Dänemark, was dann an die Deffentlichkeit käme.

Eine seltsame Geschichte! Wenn der Herr Stadtpfarrer von Birmafens, sagt man, sich zu vertheidigen vermöchte, so würde er's gewiß nicht unterlassen. Wenn übrigens derlei Dinge in Klöstern vorkommen, die, wie das Birmafenser, sozusagen im Licht des hellen Tages wandeln, was ist erst möglich in jenen anderen, „von strenger Claujur,“ welche Niemand betreten darf, als der Beichtvater und der Bischof!

Im März 1875.

In den letzten zwei Jahren habe ich mit verschiedenen glaubwürdigen Männern aus der Pfalz über die Enthüllungen der armen Franziskanerin gesprochen und von allen gehört, daß an der Wahrheit derselben nicht zu zweifeln sei. Einer der Gewährsmänner meinte sogar, Elisabeth Stäbele habe das Aergste noch gar nicht gesagt.

Daß auch in Mellersdorf die Heiligkeit des klösterlichen Lebens noch viele unheilige Schladen mit sich führe, scheint aus einem Vorfalle aufzudämmern, welchen letztes Jahr

die niederbayerischen Zeitungen meldeten. Eines schönen Morgens nämlich, als der Bahnzug, der von Regensburg nach München geht, eben vor Neufahrn bei Maltersdorf hielt, erschienen plötzlich laufend und keuchend zwei junge Nonnen aus dem Kloster, welche zu erkennen gaben, daß sie mit dem Zuge nach München fahren wollten. Gleich darauf kamen ihnen jedoch zwei oder drei andere Schwestern nach, die sie mit Ungefüg aufforderten, mit ihnen wieder ins Kloster zurückzukehren. Die beiden ersteren, die ihren Platz im Zuge schon eingenommen hatten, weigerten sich aber standhaft und als die andern von ihren Bemühungen nicht ablassen wollten, rief ihnen die eine vor gesammtem Publikum mit erhobener Stimme zu: „Wenn ich hier sagen wollte, was ich weiß, würdet ihr vor Scham in den Erdboden sinken.“ Nach dieser Anrede setzte sich der Zug wieder in Bewegung und die beiden Klosterfrauen kamen glücklich in München an.

Ueber die näheren Umstände und die Gründe, welche die zwei Schwestern das Kloster zu verlassen zwangen, hat man in unsern liberalen Zeitungen, die das Treiben der Ultramontanen viel zu wenig überwachen, nichts mehr gelesen.